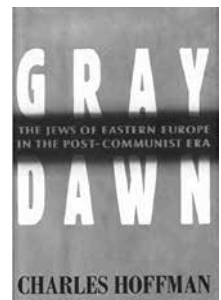


Michael L. Miller

Eine jüdische Renaissance? Jüdisches Leben in Ostmitteleuropa seit 1989

Der 9. November 1989. Vor beinahe dreißig Jahren. Ich erinnere mich noch genau daran, wo ich damals gewesen bin. Es war eine jener seltenen Gelegenheiten, die man sofort als welthistorischen Wendepunkt erkennt. Sicher nicht das „Ende der Geschichte“, aber immer noch ein höchwichtiges Ereignis, nicht nur für den ehemaligen Ostblock – ein Begriff, den wir heutzutage selten hören –, sondern auch für meine eigene berufliche Entwicklung. Bis dahin studierte ich Ägyptologie und Archäologie des Nahen Ostens, nachher sprang ich dreitausend Jahre in die Zukunft und belegte Kurse hauptsächlich in Neuerer Geschichte und der Zeitgeschichte Osteuropas. Zweieinhalb Jahre später flog ich nach Wien, die erste Station auf meinem Weg in die damalige Tschechoslowakei. Ich nahm einige Bücher mit auf diese Reise, ein Slowakisch-Lehrbuch, das in Pittsburgh herausgegeben wurde, und ein neuerschienenes Buch über die Juden Osteuropas in der postkommunistischen Ära. Man darf nicht vergessen, dass die postkommunistische Ära im Januar 1992, als dieses Buch erstmals erschien, erst in ihrem dritten Jahr war.

Als ich angefangen habe, mich auf das Thema dieses Artikels vorzubereiten, dachte ich, dass es interessant sein könnte, das Buch wieder zu lesen. Es heißt *Gray Dawn*, was ich als „Graue Morgendämmerung“ übersetzen würde. Sein Autor, der längst verstorbene israelisch-amerikanische Journalist Charles Hoffman, besuchte zwischen Mai 1989 und November 1990 sechs Staaten und berichtete über ihre verschiedenen jüdischen Gemeinden. Zwei von diesen Staaten – die Tschechoslowakei und die DDR – existieren nicht mehr, und Hoffman war fest davon überzeugt, dass einige von den jüdischen Gemeinden das gleiche Schicksal ereilen würde. Er hat damals sein Buch *Gray Dawn* benannt, weil sein Optimismus für die Zukunft eher verhalten war. „Wie



HEFT 1 • 2019
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

die graue Morgendämmerung“, schrieb er, „ist [die Zukunft] mit dunkler Vorahnung sowie mit heller Hoffnung erfüllt.“¹

Schon in der Einleitung des Buches heißt es:

Jetzt, mit dem Sturz des Kommunismus, erscheinen in Osteuropa Zeichen des jüdischen Wiederauflebens, selbst bei der jungen Generation, die als verloren betrachtet wurde. Es taucht die Frage auf, ob diese Zeichen nur die letzten Funken von erkaltender Asche sind? Ob die Juden Osteuropas jetzt im Stande sind, die Flamme der Selbsterneuerung wieder zu entzünden? Die geringe jüdische Bevölkerungszahl in den meisten dieser Gemeinden und die gewaltigen Hindernisse ließen wenig Raum für Optimismus. Für die Juden schien es, als ob die Befreiung vom Kommunismus mehrere Jahrzehnte zu spät gekommen wäre.²

Hofmanns Pessimismus – oder besser gesagt, sein verhaltener Optimismus – ging vor allem von den nicht sehr ermutigenden demographischen Gegebenheiten aus. Laut Schätzungen der jüdischen Bevölkerungen Osteuropas lebten im Jahr 1989 in Polen 4100 Juden, in der Tschechoslowakei waren es 7900 Juden, in Rumänien 19000 Juden, und – erstaunlicherweise – 58000 Juden in Ungarn.³ Diese Juden waren nicht nur das Überbleibsel von einst großen und glorreichen Gemeinden, sondern das Überbleibsel des Überbleibsel. Sie waren meistens ältere Juden, mit nichtjüdischen Ehegatten, die nicht nur die Shoah überlebt hatten, sondern auch hinter dem Eisernen Vorhang geblieben waren.

Teils aus familiären oder gesundheitlichen Gründen, teils aus der Überzeugung heraus, eine gerechtere Gesellschaft aufbauen zu wollen, gehörten sie nicht zur großen Auswanderungswelle der Nachkriegszeit. Sie sollten auch nicht Teil der kleineren Auswanderungswellen der 50er und 60er Jahre werden. Sie blieben nach der Niederschlagung des Revolution von 1956 in Ungarn. Sie blieben nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 in der Tschechoslowakei. Sie blieben nach

¹ Charles Hoffman: *Gray Dawn: The Jews of Eastern Europe in the Post-Communist Era*. New York 1992, S. 5. Alle Übersetzungen aus dem Englischen vom Autor.

² Ebenda, S. 4.

³ Uziel O. Schmelz, Sergio DellaPergola: *World Jewish Population*, 1989. In: *American Jewish Yearbook* 91 (1991), S. 456.



2 Eine Fotografie aus dem 1978 erschienenen Band *The Last Jews of Rădăuți*.

der antizionistischen Kampagne von 1968 in Polen. Und sie waren nicht unter den etwa 40000 rumänischen Juden, die zwischen 1968 und 1989 gegen ein ‚Lösegeld‘ von über 100 Millionen US-Dollar nach Israel emigrierten.

Vor der Wende traute niemand sich vorzustellen, dass es irgendeine jüdische Zukunft in Osteuropa geben würde. 1988 fuhr der Fotograf Edward Serotta hinter den Eisernen Vorhang, um „Zeuge der letzten Tage des jüdischen Lebens in dieser Region“ zu sein. Er wollte Material für ein Buch sammeln, das den Titel „Der letzte Herbstabend: Die letzten Juden Osteuropas“ erhalten sollte.⁴ Doch er hatte ein kleines Problem: „Niemand wollte der letzte Jude sein.“ Drei Jahre später erschien sein Buch, aber unter einem ganz anderen Titel: *Out of the Shadows: A Photographic Portrait of Jewish Life in Central Europe Since the Holocaust* (die deutsche Ausgabe trug den Titel *Jüdisches Leben im Osten Europas nach dem Holocaust*). Statt sterbende jüdische Gemeinden zu dokumentieren, fotografierte Serotta jüdische Kindergärten, jüdische Sommercamps, jüdische Schulen, jüdische Bälle, und warf die folgende rhetorische Frage auf: „Seit wann gehen die letzten Juden in Sommercamps?“⁵

⁴ Edward Serotta: „Die letzten Juden Osteuropas haben gerade Nachwuchs bekommen“. In: Brigitte Ungar-Klein (Hg.): *Jüdische Gemeinden in Europa. Zwischen Aufbruch und Kontinuität*. Wien 2000, S.94–97.

⁵ Edward Serotta: *Jüdisches Leben im Osten Europas nach dem Holocaust*. Berlin 1992.



3 Kinder im Klassen-
zimmer einer Schule
in Bukarest, Dezember
1985

Nach der Wende strömten jüdische Besucher und Beobachter nach Ostmitteleuropa und erlebten eine Art kognitive Dissonanz. Sie erwarteten Friedhöfe, ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager, verlassene und vernachlässigte Synagogen, und vielleicht ein paar ältere übriggebliebene Juden, aber nicht viel mehr. Ein paar Jahre später formulierte Konstantin Gebert, ein damals 36-jähriger polnischer Jude, die allgemeine Überraschung mit den folgenden Worten: „Man kann sich nicht vorstellen, dass es uns in Polen gibt.“⁶ Immer häufiger sprach man von einer „unerwartete[n] Wiedergeburt“ in Polen; von „einer Wiedergeburt jüdischen Lebens in beiden Teilen der ehemaligen Tschechoslowakei“; von einer „Renaissance des ungarischen Judentums“⁷. Die Historikerin Diana Pinto beschrieb die Lage mit folgenden Worten: „Totgeglaubte Gemeinden erwachten zu neuem Leben, auch wenn die Zahl ihrer Mitglieder nicht im mindesten an jene vor dem Holocaust heranreichte.“⁸

⁶ Konstantin Gebert: Eine unerwartete Wiedergeburt – Judentum in Polen. In: Ungar-Klein (Hg.): Jüdische Gemeinden (wie Anm. 3), S. 145.

⁷ Ebd., S. 136–146; Jindřich Lion: Prag und Bratislava – neuerwachte jüdische Gemeinden. In: Ungar-Klein (Hg.): Jüdische Gemeinden in Europa (wie Anm. 4), S. 147–154; Ernő Lazarovits: Das ungarische Judentum in der Zeit von 1945 bis 1999. In: Ungar-Klein (Hg.): Jüdische Gemeinden in Europa (wie Anm. 4), S. 160–170.

⁸ Diana Pinto: Von jüdischen Gemeinden in Europa zu europäischen jüdischen Gemeinden. In: Ungar-Klein (Hg.): Jüdische Gemeinden in Europa (wie Anm. 4), S. 183.

Entgegen der Sprache und der Begeisterung für Renaissance, Wiedergeburt und Wiederaufleben vermittelten die Zahlen ein viel zurückhaltenderes und pessimistischeres Bild. Demography is destiny. Demographie ist Schicksal. Konnte man sich ohne eine „kritische Masse“ wirklich eine vollständige Wiedergeburt vorstellen? Charles Hoffman sicher nicht. Er schaute in die Zukunft und sah mehr Grau als Morgengrau. Im besten Fall würden die kleinen jüdischen Gemeinden – genauso wie auch die viel größere jüdische Gemeinde in Budapest – nur als „caretaker communities“ (Kümmernisgemeinden) weiterleben. Eine geringer Anzahl von Juden, Halbjuden und Nichtjuden würden das jüdische Erbe ihres Landes bewahren und sich um die Synagogen, die Friedhöfe und andere Gedenkstätten kümmern, nicht zugunsten der einheimischen Juden, sondern hauptsächlich zugunsten der Juden aus Israel und aus dem Westen. Aber auch zugunsten der inländischen Tourismusindustrie.⁹

Interessanterweise fürchteten Hoffman, Pinto und andere Beobachter sich vor einer anderen Bedrohung, nämlich der Kolonisierung der „neuerwachten“ jüdischen Gemeinden. Und woher kam diese Kolonisierungsbedrohung? Aus Israel und Nordamerika. Niemand befürchtete, dass eine Menge von amerikanischen oder israelischen Juden sich in Ostmitteleuropa ansiedeln würde, sondern viel mehr eine ideologische oder religiöse Kolonisierung. Man befürchtete, dass die jüdischen Gewohnheiten und Lebensformen, die sich unter dem Kommunismus entwickelt hatten oder nach der Wende auftauchten, komplett beseitigt werden würden; dass die vierzig Jahre unter dem Kommunismus als bedeutungsloser Irrweg oder krankhafte Fehlentwicklung missachtet würden. Würden die Israelis und nordamerikanischen Juden aus besten Absichten versuchen, die junge Generation durch den Import von Zionismus und Orthodoxie als einzig legitimer Form von Judentum oder Judesein zu retten? Würden die Israelis und nordamerikanischen Juden versuchen, die junge Generation durch die Umsiedlung nach Israel, Westeuropa oder Amerika zu retten (oder zu erlösen)?

Diese Befürchtung betraf auch das bewegliche geistige und materielle Erbe. In den frühen 90er Jahren wollte beispielsweise die Israelische Nationalbibliothek in Jerusalem Fachleute nach Ungarn schicken, um die berühmte Bibliothek des

⁹ Hoffman: *Gray Dawn* (wie Anm. 1), S.319.

Budapester Rabbinerseminars zu katalogisieren. Als Belohnung wollte die Nationalbibliothek solche Bücher bekommen, die sich nicht in ihrer eigenen Sammlung befanden, von denen es aber in der Budapester Bibliothek mindestens zwei Exemplare gab. Die Antwort auf dieses Angebot lautete sinngemäß: ‚Diese Bücher haben den Holocaust sowie den Kommunismus überlebt und jetzt will die Israelische Nationalbibliothek unser Erbe wegnehmen.‘ Tatsächlich wollte auch das Jerusalemer Zentralarchiv für die Geschichte des jüdischen Volks das jüdische Archiv in Budapest nach Israel übersiedeln lassen, um dadurch das Erbe des ungarischen Judentums zu retten und zu ‚erlösen‘. Die Botschaft war klar und deutlich: Die jüdische Vergangenheit sowie die jüdische Zukunft gehörten nicht zu Ungarn, sondern zu Israel.

Wie aber ist es heute um die jüdische Gegenwart in Ostmitteleuropa bestellt? Um die Frage zu beantworten, müssen zunächst zwei gar nicht so selbstverständliche Definitionen geklärt werden. Erstens: Wer ist Jude? Und zweitens: Was ist Judentum? Es gibt darauf keine eindeutigen Antworten, aber um den Zustand in Ostmitteleuropa zu verstehen, müssen wir uns mit den Hauptfragen befassen, die die jüdischen Gemeinden selbst beschäftigen – und die diese leider auch spalten.

Wer also ist Jude? Jüdische Demographen versuchen seit Jahrzehnten, das Hauptobjekt ihrer Forschung zu definieren. Sergio DellaPergola, ein Demograph an der Hebräischen Universität, verwendet vier verschiedene Kategorien, um die jüdische Bevölkerung eines Landes festzustellen:¹⁰

1. *Jüdische Kernbevölkerung*

Jene Personen, die sich als Juden identifizieren, von anderen Personen in ihrem Haushalt als Juden identifiziert werden, und sich zu keiner anderen monotheistischen Religion bekennen.

2. *Jüdische Eltern*

Jene Personen, die mindestens einen jüdischen Elternteil haben.

3. *Erweiterte jüdische Bevölkerung*

Kernbevölkerung zusammen mit Nichtjuden jüdischer Abstammung und nichtjüdischen Haushaltsmitgliedern

¹⁰ Sergio DellaPergola: World Jewish Population 2014. In: American Jewish Yearbook 114 (2014), S. 493.

4. *Israelisches Rückkehrgesetz*

Jene Personen, die von jüdischen Müttern geboren wurden, oder zum Judentum übergetreten sind, die sich auch zu keiner anderen Religion bekennen, einschließlich ihrer Gatten, Kinder und Enkelkinder.

Diese Kategorien basieren auf einer Mischung von verschiedenen Kriterien – Abstammung, Verwandtschaft, Glaubensbekenntnis sowie Selbst- und Fremdzuschreibung. Bis vor kurzem hatten sie alle eines gemeinsam, nämlich: keines von ihnen wurde von den offiziellen jüdischen Gemeinden verwendet. In Tschechien durften bis zum Jahr 2013 nur halachische Juden als Mitglieder des Verbandes der jüdischen Gemeinden aufgenommen werden, und es ist noch immer so in der jüdischen Gemeinde Prags. Auch in Polen durften bis 1997 nur halachische Juden als Mitglieder des Verbandes der jüdischen Glaubensgemeinden aufgenommen werden. In der Slowakei nimmt der Zentralverband der jüdischen Glaubensgemeinden ebenfalls nur halachische Juden als Mitglieder auf, genau wie in Ungarn, wo es zwei Zentralverbände gibt, einen für die Neologen (Reformer) und einen für die Orthodoxen – beide nehmen nur halachische Juden auf. Bei den ungarischen Orthodoxen sind zudem nur Männer stimmberechtigte Gemeindemitglieder.

Ein halachischer Jude ist jemand, der eine jüdische Mutter hat oder zum Judentum konvertiert ist. In Ostmitteleuropa ist das eine aussterbende Gruppe. Und das ist einer der Gründe, weshalb einige Gemeinden in den letzten Jahren ihre Mitgliedschaftskriterien erweitert haben. In Polen und Tschechien (außerhalb Prags) sind es nun mehr oder weniger die Kriterien des israelischen Rückkehrgesetzes.

Als Charles Hoffman von zionistischer „Kolonisierung“ sprach, schwebte ihm sicher nicht die Einpflanzung und Verbreitung einer inklusiveren Definition des Judeseins vor. Aber in gewissem Sinne ist genau das passiert. Doch die erweiterte, inklusivere Definition von Judesein wirkte sich auch auf die Definition des Judentums aus.

Die zweite Frage lautet also: Was ist Judentum? Seit dem 19. Jahrhundert versuchen jüdische Wissenschaftler, das Wesen des Judentums zu definieren. Ist das Glaubensbekenntnis das Wesen des Judentums? Die religiöse Praxis? Die Rassezugehörigkeit? Die Nationalität? Der Volksstamm?

Heutzutage interessiert diese Frage nicht nur Wissenschaft-

ler, sondern auch die Tausenden und Abertausenden Juden und Nachkommen von Juden, die irgendeine Zugehörigkeit zur jüdischen Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft empfinden. Die Ergebnisse einer jüngst erschienenen soziologischen Untersuchung in Ungarn zeigen, dass 95% der Befragten sich als Abstammungsjuden bekennen, aber nur 46% von ihnen als Glaubensjuden.¹¹ Sie sind nicht Dreitagejuden, und nicht einmal Zwei- oder Eintagejuden. Sie sind Nulltagejuden, die niemals in die Synagoge gehen.

Die Shoah ist ein bestimmendes Element in der ungarischen jüdischen Identität. Dreiviertel der Befragten haben eine starke, emotionale Verbundenheit mit Israel, und 81% der Befragten halten Juden für eine bestimmte und erkennbare Gruppe.¹² Für die Mehrheit ist das Judentum nicht eine Religionsgemeinschaft, sondern eine Schicksalsgemeinschaft. Die offiziellen jüdischen Gemeinden in Ungarn sind aber Religionsgemeinden, welche die Interessen der „erweiterten jüdischen Bevölkerung“ nicht wirklich vertreten können (oder wollen). Wenig überraschend ist, dass in Ungarn schon seit 1990 eine Gegenpartei versucht, die Juden als nationale Minderheit anerkennen zu lassen – allerdings ganz vergeblich.¹³ Vor 14 Jahren hat die Mitgliederfrage die Prager jüdische Gemeinde so tief gespalten, dass der Gemeindevorsitzende den streng orthodoxen Rabbiner entließ, weil dieser die Mehrheit der Prager Juden nicht als Juden anerkannte. Danach wurde der Vorsitzende entlassen, der sich aber weigerte, sein Amt aufzugeben, und sich in seinem Büro einsperrte.¹⁴ Kein Wunder, dass es in Prag, Budapest, Bratislava und Warschau so viele Nulltagejuden gibt. Kein Wunder, dass die interessante, aber doch bescheidene jüdische Renaissance nicht im Rahmen der Religionsgemeinden, sondern in erster Linie außerhalb der Religionsgemeinden stattfindet.

¹¹ András Kovács, Ildikó Barna (Hg.) *Zsidók és zsidóság Magyarországon 2017-ben. Egy szociológiai kutatás eredményei* (Juden und Judentum in Ungarn im Jahr 2017. Ergebnisse einer soziologischen Forschung). Budapest 2017, S.213.

¹² Ebd., S.218–221.

¹³ Péter Kertész: *Nemzetiség vagy felekezet* (Nationalität oder Konfession). In: *Magyar Nemzet* (2. März 1990), S.9. Der Hauptbefürworter eines nationalen Minderheitenstatus war der Magyar Zsidó Kulturális Egyesület (Ungarisch-jüdischer Kulturverein), der im Dezember 1988 gegründet wurde.

¹⁴ „Stand-Off Continues over Prague Jewish Community Head Posting“. In: *Radio Praha*, 20. Dezember 2004. <https://www.radio.cz/en/section/curraffrs/stand-off-continues-over-prague-jewish-community-head-posting>

Seit Jahrzehnten hat das Misstrauen gegenüber den „offiziellen“ jüdischen Gemeinden – wegen Kollaboration mit den kommunistischen Regierungen, wegen der stickigen, uneinladenden Atmosphäre, wegen der üblichen Korruption – dazu geführt, dass manche Personen ihre jüdische Identität woanders suchen, entdecken und entwickeln. Ohne Internet, ohne Beziehungen mit jüdischen Gemeinden in Westeuropa, Nordamerika und Israel, und oft ohne Beteiligung, Unterstützung oder Kenntnis der Eltern haben viele Juden unter dem Kommunismus ihre eigenen jüdischen Identitäten in einer Weise zusammengestoppelt, die Konstantin Gebert „hausgemachte“ jüdische Identitäten nannte.¹⁵ Der Schwerpunkt lag in der Regel auf Kultur und Literatur, auf Speisen und Geschichte, auf der Suche nach Wurzeln. Die jüdischen Identitäten waren nicht tief verwurzelt. Wie könnten sie es auch sein, wo doch viele Menschen – vielleicht der Großteil – erst als Teenager oder Erwachsene von ihrer eigenen jüdischen Herkunft erfahren.

Dieser Drang nach Entdeckung und Selbstentdeckung besteht fort und charakterisiert die Tätigkeiten der Juden, Halbjuden, Vierteljuden, Achteljuden und Nichtjuden, welche die neugegründeten jüdischen Sommercamps besuchen, ihre Kinder in die neugegründeten jüdischen Kindergärten and Schulen schicken, jüdische Kulturfestivals in Krakau, Budapest, Třebíč, Szeged, Kiskunhalas und vielen anderen Orten veranstalten, neue jüdische Gemeindezentren (JCCs) in Budapest, Krakau und Warschau erbauen, neue jüdische zivilgesellschaftliche Organisationen etablieren, in den jüdischen Theatergruppen oder Musikgruppen in Bukarest, Budapest, Bratislava und Warschau spielen, jüdische Bücher und Zeitschriften herausgeben, Judaistik an Universitäten in Budapest, Szeged, Prag, Pilsen, Olomouc, Bucharest, Cluj, Warschau, Krakau und Wrocław studieren, sich um vernachlässigte Friedhöfe und Synagogen kümmern oder Verbindungen mit Bluts- und Geistesverwandten aufnehmen, nicht nur in der Region, sondern auch in Westeuropa, Israel, Australien, Nord- und Südamerika.

Was diese jüdische Renaissance charakterisiert – wenn man diesen Begriff verwenden will – ist ihre Flexibilität, ihre Vielseitigkeit, ihre Agilität und vor allem ihre Mehrortigkeit. Budapest ist ein wichtiger Knotenpunkt, weil so viele von dessen

¹⁵ Gebert: Ein unerwartete Wiedergeburt (wie Anm. 6), S. 141.

Einwohnern als Juden gelten können – laut der umfassendsten Definition mehr als 10% der Gesamtbevölkerung. Aber Budapest ist nur ein Knotenpunkt in einem verzweigten Netz. Was die Juden Ostmitteleuropas gelernt haben – und jetzt lehren können – ist, dass Interdependenz, wechselseitige Beziehungen, Begegnungsoffenheit und Bewegungsbereitschaft, zusammen mit einer bestimmten Bescheidenheit, die totgeglaubten Gemeinden nicht unbedingt zu neuem Leben zu erwecken vermögen, aber sicher wieder an den jüdischen und globalen Kreislauf anknüpfen können. Es ist keine Überraschung, dass ein Drittel der befragten ungarischen Juden sich nicht als Juden oder Ungarn identifizierte, sondern als Europäer.¹⁶

Jüdische Besucher und Beobachter strömen noch immer oder sogar in zunehmendem Maße nach Ostmitteleuropa, und sie erwarten noch immer Friedhöfe, Konzentrations- und Vernichtungslager, verlassene und vernachlässigte Synagogen, und vielleicht ein paar ältere übriggebliebene Juden. Sie stellen sich vor, dass sie in die Vergangenheit schauen. Vielleicht aber schauen sie tatsächlich in die Zukunft. Die demographischen Tendenzen in Westeuropa sowie Nord- und Südamerika zeigen, dass die nichtorthodoxe jüdische Bevölkerung sehr rasch absinkt, dass die Anzahl von Mischehen zunimmt und dass die Zugehörigkeit zu einer Synagogengemeinde abnimmt. Es ist hochwahrscheinlich, dass die gefürchteten „Kolonisatoren“ etwas von Ostmitteleuropa lernen können.

BILDNACHWEIS
 Abb. 1 HarperCollins
 Abb. 2 Lawrence Salzmann
 Abb. 3 Edward Serotta

¹⁶ András Kovács, Ildikó Barna (Hg.): *Zsidók és Zsidóság* (wie Anm. 11), S. 215.